

Matthias Schmidt

**Das Haus
zwischen den Feldern**

Roman

© 2025 Matthias Schmidt
Titelbild von Karla Marie Friedel
Umschlag & Satz: sabine abels

Softcover 978-3-384-55503-8
Hardcover 978-3-384-55504-5
E-Book 978-3-384-55505-2

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist
ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbrei-
tung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition
GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg, Deutschland.

Die Handlung dieses Romans sowie sämtliche Personen sind frei
erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Personen, lebend oder verstor-
ben, oder mit tatsächlichen Ereignissen sind nicht beabsichtigt und
wären rein zufällig.

Ich hatte eine glückliche Kindheit in den 50ern, behütet und beschützt; kann man nicht anders sagen. Meine Erinnerungen an Kindertage in einem Dorf im Hintertaunus fühlen sich heimelig und wohlig an. Bauernhöfe mit Pferden, Obstwiesen, Schlittenabfahrten auf verschneiten Hängen. Noch vor meiner Einschulung zogen wir um nach Buchschlag vor den Toren Frankfurts, in ein riesiges, altes Haus inmitten eines ebenso riesigen Gartens, in dem Reineclauden- und Mirabellenbäume standen, Buschbohnenhecken und Rosenbeete. Die Gemeinde nannte sich ‘Villenkolonie’; darauf war man stolz.

Mein Vater war Redakteur bei einer Frankfurter Tageszeitung und beim Rundfunk. Gelegentlich wurde ich dazu verdonnert, eine seiner Sendungen zu hören, die er selbst aufnahm und für die mir das Verständnis fehlte. Tiefgründige politische oder kulturelle Analysen waren in jungen Jahren nicht meine Welt. Er arbeitete größtenteils zu Hause, in den beiden zur Straße gelegenen Zimmern im Erdgeschoß. Dessen ungeachtet war mein vorherrschendes Gefühl, dass er nie da war, nie präsent. Er war bemüht um seine Kinder, aber er war kalt und emotional schwer zugänglich; Kriegsgeneration, Notabitur 1941, noch vor Kriegsende zur Armee eingezogen. Aus dem Krieg brachte er eine Kopfverletzung mit.

„Mein Papa hat entweder Kopfweh, oder er hat keine Zeit“, verkündete ich als kleiner Junge häufig. Die Familie fand das drollig.

Meine Mutter mit ihrer brasilianischen Herkunft war das exakte Gegenteil, eine lebenslustige, dunkelhaarige Frau, die in jungen Jahren sehr schön gewesen sein muss. Sie gab ihren Beruf als Apothekerin auf, als mein Bruder Nils sechs Jahre nach mir geboren wurde, und begnügte sich mit ihrem Hausfrauen-Status. Sie ging gerne tanzen und ins Kino und liebte Gesellschaften – alles das, was mein Vater nicht mochte oder gar verachtete. Ich hatte bis an ihr

Lebensende eine enge Bindung zu ihr, unterbrochen von Phasen heftiger Aggression und Ablehnung gegen ihr ultra-impulsives, gefühlsgesteuertes Naturell, das zudem bar jeder Logik war. Mein zweiter Bruder Sven kam acht Jahre nach mir zur Welt.

Ich war ein guter Schüler – bis zu den Ereignissen, um die es bald gehen wird. Die ersten vier Klassen der Volksschule, die damals so hieß, habe ich als spielerisch in Erinnerung. Mehr als diese vier Jahre bot die Buchschläger Schule nicht, danach trennten sich die Wege unseres Jahrgangs. Das Gros wechselte aufs Gymnasium nach Langen, der nächsten Bahnstation. Meine Freunde Alfred und Hans-Jürgen kamen aufs Frankfurter Goethegymnasium, im ‘Lessing’ wurde außer mir nur mein Kumpel Rainer angemeldet. Für alle ‘höheren Schulen’, wie sie hießen, war eine Aufnahmeprüfung obligatorisch – die mir wie ein aufregender sportlicher Wettkampf erschien.

Die ersten Jahre dort gestalteten sich ebenso problemlos. Mathe und Physik waren nicht meine Favoriten, aber eine Drei in den Zeugnissen die Ausnahme, ein dunkler Fleck. Wegen der 15 Minuten Zugfahrt galten wir als ‘Fahrschüler’, ein Sonderstatus gegenüber den Kameraden, die ihren Schulweg mit der Straßenbahn oder zu Fuß zurücklegten. Ich hatte den gleichen Deutschlehrer wie mein Vater, ein weiser, älterer Herr, der mich nach Kräften förderte.

Frankfurt lag nicht mehr in Trümmern, als ich dort 1960 eingeschult wurde, doch führte mein Schulweg noch an Ruinengrundstücken vorbei. Das Theater spielte im Haus der Börse, im Stadion trainierten Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäumler, Armin Hary lief seinen 10,0-Weltrekord. Adenauer regierte und die CDU, denen mein Vater eine tiefssitzende Abneigung entgegenbrachte.

Unser Wohnort Buchschlag war eine heile, in Watte gepackte Welt – wenn man zu dem Zirkel der Intellektuellen oder des alten Geldes gehörte. Es gab eine ‘Margarinenseite’ jenseits der Bahnhof-

straße mit den beiden neu errichteten ‘Blocks’ – mehrstöckige Klötze mit engen Etagenwohnungen, in denen mehrheitlich Kriegsflüchtlinge wohnten und die unterschwellig als anrüchig galten. Aber auch auf der Butterseite herrschte 15 Jahre nach Kriegsende nicht ausschließlich Oberschichten-Wohlstand. Die Damen Martino, zwei unverheiratete Schwestern jenseits der 50, fuhren mit einem kleinen Leiterwagen Drogerieprodukte aus, die sie in ihrer dunklen Wohnung im Souterrain lagerten, Kernseife, 8x4-Puder, Trocken-shampoo. Eine kuhgesichtige Frau Wahlert mit krausem, grau-schwarzem Haar und diesen billigen kleinen Goldohrringen, die ich nur von Ost-Flüchtlingen kannte, lieferte frühmorgens auf einem alten Fahrrad mit Anhänger Moha-Milch in Flaschen bis vor die Haustüre. Die SPD kam vor Ort nie über 15 Prozent. Der Autoverkehr war minimal, ich lief nachmittags Rollschuhe auf der Hainertrift, in der wir wohnten und wo ich nur gelegentlich einem Fahrzeug ausweichen musste. Als wir herzogen, waren noch etliche der repräsentativen Villen von amerikanischen Armeeangehörigen besetzt. Zwei der Offizierskinder gingen in meine VolksschulkLASSE statt in die US-Schule auf der nahen Air Base, saßen an den Pulten neben den Flüchtlingskindern aus Schlesien und Ostpreußen, die ebenso wenig Deutsch sprachen, aber anders gekleidet waren und im Unterricht kein Kaugummi kauten.

Heile Welt. Keine Drogen, keine Verbrechen, die Nachkriegsarmut für uns privilegierte Akademikerkinder nur sichtbar, wenn beispielsweise der Zug in die Stadt vor der Mainbrücke an einem roten Signal hielt und wir hinunterschauten auf die Notunterkünfte am Mainufer, Nissenhütten und ausrangierte Bahnwaggons, in denen auch 15 Jahre nach Kriegsende noch Menschen wohnten. Ich war sexuell viel früher wach, als es mir bewusst war, hatte Antennen für dunkle Reize. In den Armenwohnungen da unten vermutete ich instinktiv mehr Aufregung und Körperlichkeit als in meinem beschau-

lichen Buchschlag. Dieses erotische Faible fürs Proletariat war deutlich und stark.

Dass ich schwul werden würde, ließ sich für ein geübtes Auge schon erkennen, als ich sieben oder acht Jahre alt war. Ich war ein wilder Junge, ja; kein Baum, auf den ich nicht kletterte und keine Höhle im Sand der Kiesgrube, in die ich mich nicht hineingewagt hätte. Doch genauso schnitt ich mit meiner Freundin Heidemarie Frauen aus dem ‘Quelle’-Katalog aus, für die wir Kleider entwarfen. In der vierten Klasse wünschte ich mir eine Modelleisenbahn zu Weihnachten; in der dritten war es eine große Negerpuppe – die damals genau so hieß, und die ich auch bekam. Ich war ein Ass im Sport; man konnte mich ins Tor stellen, ich gewann regelmäßig über 50 Meter Sprint und im Weitsprung. Doch das Ballett der Städtischen Bühnen war eher mein Traum als Eintracht Frankfurt.

Ich habe selbst früh gespürt, wo ‘s mit mir hinging. In der sechsten Klasse schwärmte ich heimlich für Dieter Wehnert; stieg seitenswegen zwei Haltestellen früher aus der Straßenbahn aus und lungerte wartend vor seinem Zuhause herum, um dann ein Stück des Schulweges gemeinsam mit ihm zurückzulegen. Mit Peter Vogel hielt ich auf der Nachtwanderung im Schullandheim auch mal Händchen, statt nur Arm um Arm zu marschieren, und er drückte mir einen schüchternen Kuss auf die Wange. Das war das Äußerste der Gefühle.

Mit 13 gab ‘s auch die ersten Freundinnen. Musste sein, sonst hätte ich meinen Status in der Klasse riskiert. Als ich die Masturbation entdeckte, war die Richtung festgelegt. Mit zwölf zwang ich mich manchen Monat dazu, beim Masturbieren an Frauen, nicht an Jungen zu denken. Der Erfolg war marginal.

Der Frühling brach an. Im Februar war ich 13 geworden. 1963, als es in den Freibädern noch streng nach Geschlecht getrennte Um-

kleiden aus Holz gab. Die kleinen Gucklöcher im Nachbarort Sprendlingen hatte ich schon im Jahr davor entdeckt, aber dass sie meine komplette Aufmerksamkeit für ganze Nachmittage erregten, das hatte erst vor zwei Wochen begonnen. Man nutzte die Kabinen noch, zog sich nicht nachlässig auf der Wiese oder am Beckenrand um, wie ‘s 20 Jahre später Sitte wurde.

An diesem Nachmittag spät im April sind zu viele meiner Schulkameraden aus der Volksschule vor Ort, als dass ich meinem neuen Hobby ausgiebig frönen könnte. Erst beim allgemeinen Aufbruch in den frühen Abendstunden gelingt es mir, mich in meine Lieblingsumkleide zu verkrümeln – die mit richtig vielen und strategisch günstigen Astlöchern.

Ein bullig heißer Tag, viel Betrieb im Bad. Der erste neben mir, dem ich voll auf den Schwanz schauen kann, ist ein amerikanischer GI mit rasiertter Glatze, der jedoch schnell seine Trainingshose überstreift und wieder raus ist. Nicht anders die nächsten, mal ein Blick auf ein entblößtes Glied, einen nackten Hintern, und weg sind sie. Niemand, der länger drinbleibt, gar an sich rummanipuliert.

Bis auf der Seite rechts von mir leise die Tür geht, vorsichtig jemand abschließt. Ich warte kurz, bis ich durch den unauffälligsten Spalt nach drüben schaue. Auf der Bank sitzt ein Junge etwa in meinem Alter, der prüfend die Löcher beobachtet. Er trägt ein buntes Hemd, nicht zugeknöpft; mehr kann ich nicht erkennen. Kurze blonde Haare. Er lehnt sich auf der Bank weiter nach vorne, näher zur Wand. Weiß, dass ich da bin. Und geht dann mit seinem Auge an das gleiche Loch, durch das ich schaue.

Ich weiche erschrocken zurück. Was passiert jetzt? Warte ab, reglos, verstecke mich nicht; er hat mich eh gesehen. Als wir die Plätze an dem gleichen Guckloch wieder wechseln, steht er auf. Zieht sein Hemd aus, wirft ‘s auf die Bank. Er trägt eine dunkelrote, ausgeleierte Badehose, vorne gut ausgebuchtet. Schwimmshorts gab ‘s noch

nicht. Er überzeugt sich, dass ich noch da bin, dann zieht er die Hosen runter. Entblößt einen halb steifen Penis. Er mag kleiner sein als ich, aber er hat schon ein kräftiges Büschel Haare da unten, dichter als meines. Braungebrannt, mit einem hellen weißen Streifen von der Badehose. Er bückt sich, schaut rüber.

Ich bin unsicher. Was soll ich tun? Auf ein aufforderndes Nicken von ihm stelle ich mich auch hin, zeige ihm meinen Steifen. Als ich wieder dran bin, hat er langsam zu onanieren begonnen. Überzeugt sich mit Blicken schräg runter auf das Loch, ob ich ihm zugucke. Es braucht Mut und Überwindung, es ihm nachzumachen, mich genau so zu zeigen. Außer einem schüchternen Schwanzvergleich mit Rainer und Hans-Jürgen hatte ich bisher nicht das kleinste Erlebnis dieser Art. Es war auch noch ein Jahr hin, bis ich 's mit Rainer über den Aktbändern seines Vaters gemeinsam gemacht habe. Vage Fantasien, und seit Wochen diese Spannereien nach anderen Jungs aus dem Ort, sonst nichts.

Soll ich abfeuern, oder passiert noch etwas? Als ich ihn wieder beobachte, greift er nach Slip und kurzen Hosen. Zieht fragend die Augenbrauen hoch. Was ist? Er will mir durch das Loch etwas sagen, aber ich verstehe nichts, der Lärm des Badetriebs ist zu laut. Ein Kopfnicken Richtung Tür, mehrmals. Er ist fertig angezogen. Jetzt lacht er. „Ja? Komm!“, höre ich ihn raunen, lauter. Dann verlässt er langsam die Kabine.

Ich bleibe ratlos sitzen. Ich will ihm hinterher, klar, aber was soll dann passieren??? Durcheinander; überrumpelt. Ziehe mich langsam an. Als rechts und links wieder die Türen klappern, mag ich nicht länger spannen.

Der Junge steht oben am Ausgang, tut als beobachtet er das Schwimmbecken, fixiert aber die Reihe der Kabinen. Er trägt weiße Shorts, das bunte Hemd, braune Sandalen mit Socken. Hat eine weiß-blaue Reisetasche umhängen mit dem schwungvollen Schrift-

zug einer Airline. Höchstens 15, mutmaße ich. Habe ihn noch nie hier gesehen. Er mustert mich ernst, kein Lächeln mehr. Dreht sich Richtung Ausgang und Drehkreuz, prüft mehrmals, ob ich ihm folge.

Vermutlich ist er aus dem Ort, Sprendlingen. Arbeiterklasse; anders als im feinen, drei Kilometer entfernten Buchschlag. Meine Eltern hassen es, wenn ich mit Jungs von hier anbandele. Schließlich schicken sie mich auf ein humanistisches Gymnasium! Letztes Jahr zu Pfingsten ließen sie mich als einzigen aus unserer Villenkolonie zu einer christlichen Pfadfinderfreizeit mitfahren, sonst nur Jungen aus Sprendlingen und Dreieichenhain. Rainer Haller durfte nicht mit. Zurück, hatten die Spitzenplätze meiner besten Freunde zwei von ihnen belegt, Herbert und Rolf, die beide nach ihrem Achte Klasse-Volksschulabschluss eine Lehre machen würden, einer als Tankwart, der andere als Verkäufer bei ‘Peek & Cloppenburg’. Mir war klar, dass es die Zustimmung zu einem weiteren Ferienlager nicht geben würde. Klingelte einer von den beiden samstagnachmittags, um mich abzuholen, brach die Familie urplötzlich nach Frankfurt auf, in den Zoo oder in den Zirkus – etwas, wozu uns sonst allenfalls die wohlhabenden brasilianischen Patentanten einluden. Damit ich bloß nicht mit den Schmuddelkindern spielen würde – die mir wesentlich besser gefielen als die Arzt- und Bankierssöhne vor Ort.

Mit Herbert gab ‘s vorm Schlafengehen im Zelt mal einen kurzen Blick auf seinen nackten Unterkörper im Schlafsack, mit Rolf ein schüchternes Sich-Zeigen beim Umziehen nach einem Tag am Waldsee. Vielleicht lag mehr in der Luft, doch wir waren zu schüchtern. Mit dem älteren ‘Rudelführer’ einen hingehauchten Kuss vom Feldbett neben meinem, als die Lichter aus waren. Mehr kann ich mir nicht vorstellen, als ich mich jetzt durch das Drehkreuz auf die Straße schiebe.

Der Bub wartet oben an der Ecke bei den letzten Häusern des Ortes. Geht ein paar entschlossene Schritte, als er mich sieht, dreht sich wieder um. Planlos hole ich erst mal unten in die Senke zwischen den Bäumen mein Fahrrad.

Er ist hinter dem ersten Fachwerkhaus verschwunden, taucht wieder auf, als ich eben aufs Rad steige. Verschwindet erneut aus meinem Sichtfeld, als er sich überzeugt hat, dass ich nachkomme.

Wie von einer Zauberformel hypnotisiert folge ich ihm, aufgereggt und verwirrt, vorbei an unbewohnten, verfallenen Häusern, hinter denen Kornfelder sichtbar werden und hier und dort ein einzelner Baum. Das Straßenpflaster geht über in einen steinigen Feldweg. Der Typ ist bereits weit entfernt zwischen hohen Halmen, biegt um eine Kurve. Ich tue, als sei ich absichtslos auf diesen Weg geraten, steige ab und lasse meinen Blick über das Korn schweifen, radele freihändig weiter. Einmal ist er nicht mehr zu sehen, steht aber nach der zweiten Kurve wartend an einem mit Grasbüscheln bewachsenen Pfad, der zu einem Baum führt. Ich zockele an ihm vorbei. Er mustert mich still und ernst. Schön ist er. Wirkt nicht so hart und bäuerisch wie andere Sprendlinger. Ich bin so aufgereggt! Ich drehe um, bremse. Steige ab, die Fahrradstange zwischen meinen Beinen.

Er kommt zu mir geschlendert bis knapp vor mein Vorderrad. Bleibt stehen, betrachtet mich prüfend und ernst. Es gelingt mir nur für einen Moment, den Blick zu heben und ihm in die Augen schauen.

„Bist du ‘n Ausländer oder was?“, fragt er rau, ungehobelt – und als sei Alarm ausgelöst worden, setze ich mich auf den Sattel und trete in die Pedale, düse davon. Schaue mich nicht um. Vorbei am Bad, auf die Hauptstraße, bei Rot vorne über die Kreuzung. Fast in Buchschlag, halte ich an einer Bank an. Mein Herz rast. Muss mich erst wieder einkriegen, noch nicht fit für das Geplapper meiner Mutter und den Radau meiner beiden jüngeren Geschwister.

Er sah so toll aus! Ich hätte ihm zwischen seine kräftigen Beine langen mögen, an seinen Hosenlatz. Ihn anfassen. Ihn küssen. Ich weiß nicht, wie das gewesen wäre, aber das hatte ich mir vorgestellt; gewollt. – Warum bin ich abgehauen?? Warum um alles in der Welt bin ich Idiot abgehauen??!!?

In den frühen 60ern debütierte eine Zeitschrift namens ‘twen’, ein modern aufgemachtes Magazin mit einem graphisch neuartigen Layout, das mein Vater gelegentlich auf dem Couchtisch herumliegen ließ. Im Monat März zierte das Cover die Fotoserie einer Frau, die sich Bild für Bild langsam auszog – züchtig 60er-Jahre-gerecht – und auf dem letzten, vorgeblich nackt, den Betrachter mit traurigem Gesicht und Schmollmund anschmachtete; darüber groß der Titel ‘§175’. Ich hatte eine sehr vage Ahnung, worum es ging. Die Titelgeschichte war merkwürdig theoretisch, befasste sich mit Fallbeispielen aus Großbritannien und zitierte Paragraphen und Urteile vornehmlich in Englisch, was ich nicht verstand. Ich hatte mit der Lektüre gewartet, bis ich todsicher allein zuhause sein würde, war jedoch danach nicht klüger als zuvor; hatte nichts weiter erhalten als die Information, dass Mann mit Mann und anal etwas Verbotenes sei und man dafür bestraft würde, sich aber Politiker dagegen wandten und forderten, den Paragraphen 175 abzuschaffen. Ich hatte mir mehr versprochen, etwas Erhellenderes; mit meiner Welt hatte dieser Artikel nichts zu tun.

Eine gute Woche nach dem fehlgeschlagenen Erlebnis in Sprendlingen muss ich im Garten helfen und komme erst am Spätnachmittag an meinen neuen Lieblingsort. Wolken sind aufgezogen. Keine Schulkameraden in Sicht, ich kann mich unkompliziert in meine Lieblingskabine verziehen. Zunächst wenig zu sehen, nur selten voller Aufregung ein Blick auf einen schlafenden Schwanz, der schnell wieder weggepackt wird. Dann wird links die Tür geöffnet. Ein erwachsener Mann, weit weit weg von meinem Alter. Er legt seine Klamotten umständlich auf die Ablage, kramt in einer blauen Sporttasche. Dreht den Kopf in Richtung meiner Kabine. Schaut er nach den Astlöchern?? Er lehnt sich mit dem Rücken an die gegen-

überliegende Wand, spielt mit seinen Händen; lässt die Finger knacken. Bückt sich langsam, und schaut durch ein Loch. Ich war nicht schnell genug; er muss mich bemerkt haben. Ich sitze splinternackt auf meiner Bank. Schaue nach ein paar Augenblicken zögernd wieder nach drüben. Er hat sich aufgerichtet, aber er fixiert die Löcher. Er trägt eine knappe blaue Badehose. Seine Beine sind stark und sehnig, braungebrannt, sein Bauch flach und fest. Definierte Brustmuskeln, aber nicht diese Bodybuilder-Ausstellungsstücke von heute. Eine große spitze Nase, ein hartes Kinn; eckige Gesichtszüge. Sein straff nach hinten gekämmtes, dichtes schwarzes Haar ist durchzogen von grauen Strähnen. Er hat nichts mit der Sorte Jungs zu tun, über die ich zwischen den Kabinen fantasiere; trotzdem macht mir diese fremde Spannung Herzklopfen.

Er geht wieder in die Hocke, schaut rüber. Ich bleibe still sitzen, verstecke mich nicht; lasse die Hände an der Seite hängen. Wenn er das größte Loch schräg vor der Bank erwischt, blickt er voll auf meine pochende Erektion, auf die ich ziemlich stolz bin.

Ich lehne mich so zur Seite, dass ich die ganze Wand im Blick habe. Lunse rüber. Der Mann pellt sich langsam aus seiner Badehose, schaut schräg nach unten dabei mit der Gewissheit, dass ich ihn beobachte. Und als er die Hosen an den Knien vorbei auf den Boden fallen lässt, gibt er den Blick auf einen großen, harten Penis frei und einen dichten Busch schwarzer, lockiger Haare.

Biegt sein Teil etwas nach unten, lässt es gegen den Bauchnabel schnellen. Komisch sieht das aus. Hat er keine Vorhaut? Man sieht die Eichel, prall und nackt, und darunter kein bisschen Haut. Seltsam. Er sieht, woher ich ihn beobachte. Ich schaue ihm direkt in die Augen.

Er guckt wieder rüber. Mein Herz klopft heftig.

Als wir uns ein weiteres Mal abwechseln, fordert er mich von drüben auf, auch mal aufzustehen.

Ich tue 's. Stelle mich hin und schaue, wie er reagiert. Er grinst. Leckt sich lächelnd über die Lippen. Kommt ganz nah an den winzigen Spalt zwischen zwei Bohlen.

„Wie alt bist du?“, raunt er leise.

Ich bin zu ängstlich, um laut zu antworten. 13, signalisiere ich mit den Fingern.

Ich höre ihn mit der Zunge schnalzen. „Dreh dich mal um“, raunt er.

Was soll das? Ich drehe mich um.

„Nein, geh näher an die Wand drüben. Zeig mir deinen Hintern.“

Okay, mache ich. Wozu das?

„Stell dich ein bisschen breitbeiniger hin.“

Er ist so laut! Ich hab Angst, dass ihn jemand hören kann. Was wird das hier eben?

Ich schaue rüber, und wie der Junge letzte Woche gibt er mir ein angedeutetes Zeichen mit dem Kopf, ein Nicken: Gehen wir raus? Er lächelt. Fährt sich wieder mit der Zunge über die Oberlippe. Zieht fragend die Augenbrauen hoch. Ich nicke Zustimmung, Ja, und beobachte noch, wie er in eine zerschlissene kurze Hose steigt, sich ein dunkelrotes, kurzärmeliges Hemd überstreift und lässig zwei Knöpfe schließt. Ein erneutes Nicken nach draußen, und weg ist er.

Ich zögere. Mir ist mulmig; bin trotzdem irrsinnig aufgeregt, was folgen wird. Denke an die verpatzte Chance letzte Woche. Diesmal muss ich mutiger sein. Langsam ziehe ich mich an, verlasse die Kabine.

Der Mann sitzt gegenüber dem Ausgang auf der weißen Bank und beobachtet mich. Sein Lächeln ist verschwunden. Er trägt weiße Turnschuhe ohne Socken. Die blaue Sporttasche steht neben ihm.

Ich stelle mich vor den Spiegel am Kassenhäuschen, kämme mir die Haare mit einer runden weißen Bürste aus Gummi, wie man sie damals hatte.

Er steht plötzlich hinter mir.

„Leihst du mir mal deine Bürste?“, fragt er.

Ich halte sie ihm hin, und er kämmt sich ebenfalls, fixiert mich dabei im Spiegel.

„Wollen wir ein Stück rausfahren?“, presst er leise zwischen den Zähnen hervor.

Ich nicke zögernd. Wir verlassen das Bad durch das Drehkreuz, und halb neben, halb hinter ihm folge ich ihm zu einem weißgrauen Wagen am Ende des Parkplatzes, einem Ford Taunus. Dass die Eltern meines besten Kumpels Rainer Haller das gleiche Auto fahren, gibt mir Vertrauen. Er schließt die Tür der Beifahrerseite auf.

„Bringen Sie mich später zurück?“, bitte ich. „Mein Fahrrad steht da drüben.“

„Natürlich. – Wie heißt du denn?“, fragt er, als wir auf die Landstraße Richtung Dreieichenhain einbiegen.

Ich nenne ihm meinen Namen, Andreas. Hoffentlich hat uns keiner von meinen Mitschülern gesehen!!! „Und Sie?“

„Ich bin der Daniel. Du musst nicht Sie zu mir sagen.“

Ich habe einen Steifen, seit ich die Kabine verlassen habe. Ich schiegle nach seinen kräftigen Beinen, und auf seinen Hosenlatz. Ich kann mir schwer ausmalen, was geschehen wird. Auf jeden Fall möchte ich seinen großen Penis anfassen. Und ich wünsche mir, dass er mich küsst. Dass er mich fest in die Arme nimmt und mich küsst.

Meine beiden Hände liegen brav auf meinen Oberschenkeln, wie im Schulunterricht. Er legt seine rechte Hand auf meine linke, drückt sie fest. Hebt sie an seinen Mund; küsst meine Fingerspitzen. Fährt langsam mit der Zunge über meine Handfläche. Schade, dann muss er schalten und lässt mich los.

Wir zuckeln durch die engen Gassen der Dreieichenhainer Altstadt, lassen den Ort hinter uns.

Wo fährt er eigentlich mit mir hin? Ich wage nicht zu fragen.

Auf der Landstraße Richtung Urberach blinkt er plötzlich und schert nach links in einen Feldweg ein. Ich sehe nur ein einzelnes Haus in der Ferne zwischen den Feldern; schaue ihn fragend an. Er nickt stumm und biegt nach zwei Minuten in die Einfahrt des ruhig und einsam daliegenden Grundstücks ein. Öffnet eine rostige Garagentür, fährt den Wagen rein.

„Steig aus“, sagt er. „Wir sind da.“

„Wohnen Sie hier?“

Er zieht das Rolltor nach unten. Im Halbdunkeln packt er mit Daumen und Zeigefinger mein Kinn. „Du sollst nicht Sie zu mir sagen!“ Er lacht locker und gibt mir einen Klaps auf den Po. „Da lang“, und er schiebt mich in Richtung einer Tür an der Rückseite der Garage.

Das Innere des Hauses wirkt staubig und verlassen, gespenstisch still und leer. Alle Türen stehen zu einem Flur hin offen, die Rollläden sind zur Hälfte heruntergelassen, die verblichenen Gardinen vorgezogen. In der Küche befinden sich ein Spültisch und leere Einbauschränke, ein Esstisch. In einem kleinen Schlafzimmer erblicke ich zwei einzelne Betten mit bezogenen Matratzen darin, zusammengeschoben zu einem Doppelbett, neben jedem steht ein einfacher Stuhl.

Er streichelt mir den Hintern in meinen Shorts, knetet meine Po-backen.

„Zieh dich aus!“, sagt er leise; küsst mich sanft auf den Hals und wirft dabei sein Hemd achtlos auf einen Stuhl.

Ich ziehe mir mein T-Shirt über den Kopf. Unter meinen Achseln wachsen seit ein paar Monaten blonde Haare. Er hält meine Arme fest und berührt mit seinen Lippen ganz leicht die meinen.

Ich habe noch nie jemanden richtig geküsst, noch nie. Dieser hingehauchte, Sekunden dauernde Lippenkontakt mit Dagmar im

Kino bei einem ‘James Bond’, das zählt nicht. Ich habe darüber fantasiert; mit Peter Vogel aus meiner Klasse, zum Beispiel. Aber wie ‘s wirklich geht, davon hab ich keine Ahnung. Und bin überrumpelt, als er einen Arm um mich legt und seine Lippen fester drücken, sich öffnen, und meine mit. Seine Zungenspitze zwischen meinen Lippen, und in meinem Mund. Mein Herz pocht wild. Mit seiner freien Hand öffnet er den Bund meiner kurzen Hosen, schiebt sie ein Stück runter, fährt mit der Hand in meine Unterhose. Klar, ich habe gehört davon, was Männer angeblich miteinander machen. Stand ja auch in ‘twen’. Vorstellen kann ich es mir nicht.

Als er mich loslässt, kickt er sich die Turnschuhe von den Füßen und zieht die Hose aus, steht nackt vor mir. Zieht mir auch langsam die Hose runter, lässt aber meine Unterhose oben.

Er schiebt mich zum Bett, legt mich drauf, meine Beine baumeln über den Rand der Matratze. Er kniet sich vor mich, schiebt meine Oberschenkel auseinander. Fährt mit einer Hand über mein pochendes Glied. Drückt seinen Kopf auf meine Unterhosen. Leckt meine Oberschenkel entlang, langsam, schaut mich dabei von unten an, wie um sicherzugehen, dass ich ihm zuschauе.

Ich setze mich auf und er stellt sich vor mich hin, sein Penis frontal vor meinem Gesicht. „Darf ich ihn mal anfassen?“, frage ich unsicher. Er nickt verhalten. Ich lange vorsichtig danach. Er drückt meinen Kopf sachte dagegen.

Er zieht mich aufrecht, streift meine Unterhosen runter. Langt wie in Zeitlupe nach meinem Glied, gleitet mit der Hand daran entlang, so behutsam, dass ich ihn gerade eben spüre. Streichelt mich. Fasst mir mit zwei Fingern zwischen die Beine. Und küsst mich wieder. „Gib mir deine Zunge“, flüstert er. „Ich will dich spüren. Richtig.“

Wir stehen einander gegenüber, seine Hände überall auf mir.

Vielleicht habe ich mir das unbewusst so gewünscht. Konkret war es außerhalb meines Vorstellungsvermögens. Ich schaue ihn mit weit offenem Mund entgeistert an.

Wir lassen uns auf 's Bett fallen, sein linker Arm um meine Schultern. Er spielt mit mir. Ich folge ihm zögernd. Lege meinen Kopf sanft auf seine Brust; höre sein Herz pochen. Lasse mein Gesicht über die Härchen auf seiner Brust gleiten, die ein bisschen feucht sind. Ich möchte ihn ... entdecken, ... aber ich wage es mir nicht.

Er umarmt mich fester. Wir küssen uns lange, und vorsichtig gleite ich jetzt auch mit meiner Zunge in seinen Mund. Dann spuckt er sich in die Hand und langt so runter an mein Glied. Bombig; aber ich halte seine Hand fest.

„Kommt 's dir schon?“

Ich nicke schnell. „Mmh ...“

„Noch nicht.“ Er lässt los; stützt sich auf einen Ellenbogen. „Das erste Mal?“

„Ja.“

Er lächelt. „Dann muss ich besonders lieb zu dir sein.“ Er dreht mich vollends auf den Rücken, schiebt sich über mich, stützt sich mit den Händen rechts und links von meinen Schultern ab. Er fährt mit der Zungenspitze meinen Hals entlang und über meine Brust. Reibt unsere Unterkörper gegeneinander. Als er das verstärkt, bäume ich mich mit einem heiseren Schrei auf, und Was macht er mit mir? Was macht sein Mund da unten???

Ich schließe die Augen. Ich ...

Was war das gerade??! Er streckt sich neben mir aus. Ich lasse die Augen geschlossen, will ihn nicht ansehen. Geschockt. Hat er tatsächlich ... ?

Seine Hand auf meinem Bauch. Ich atme heftig. Als ich die Augen aufschlage, fragt er sanft: „Too much?“

Ich habe Französisch und Latein in der Schule; kein Englisch.

Ich drehe ihm den Kopf zu. Er schaut mich an, prüfend und ernst. Im Zeitlupentempo nähert er sein Gesicht dem meinen, bis sich unsere Münder vorsichtig berühren. Verwirrt presse ich meine Lippen fest zusammen. Mehr will ich nicht.

„Du bist lieb“, murmelt er mit tiefer Stimme an meinem Ohr.
„Sehr lieb.“

Der Windhauch durch das offene Fenster streicht über mein Gesicht und meinen Hals und kühlt mich ein wenig ab. So ist das, wenn man es mit einem Mann macht? Ich bin völlig verwirrt, überrumpelt, auch geschockt. Hatte keinerlei Vorstellung, was mich erwarten würde.

„Im Keller sind drei Kästen Bier“, sagt er. „Willst du ‘n Bier?“

Ich habe noch nie Bier getrunken. Ich zucke unbestimmt mit den Schultern, was ein Ja oder ein Nein bedeuten könnte.

„Ja?“

„Okay“, sage ich unentschlossen.

Er erhebt sich vom Bett. Im Türrahmen bleibt er stehen, grinst mich an. Wir sind in den 60ern: da war nichts mit FKK an jedem Badesee, mit Filmschnipseln, die jedes Grundschulkind aufs Smartphone laden kann. Es ist das erste Mal, dass ich einen erwachsenen Mann frontal nackt vor mir stehen sehe, groß und muskulös und behaart. Es regt mich ungeheuer auf; mein Pullermann wird schon wieder hart.

Ich höre Daniel zwei Türen schlagen und weit weg mit Flaschen klappern. Das muss im Keller sein. Er steigt die Treppen rauf und sucht nach etwas nebenan in der Küche. „Scheiße“, schreit er, „kein Flaschenöffner da!“ Er benutzt das Fensterbrett im Schlafzimmer, wobei ein Stück abbricht. „Da kommt ‘s nicht mehr drauf an“, lacht er. Reicht mir eine Flasche und zeigt feixend auf mein wieder aufgerichtetes Glied. Nimmt meinen rechten Fuß in die Hand, küsst die

Fußsohle, nuckelt an meinem großen Zeh. Dann prosten wir uns zu, lassen die Flaschen aneinanderschlagen.

„Bist du aus Sprendlingen?“

Ich schüttele den Kopf; „Buchsenschlag.“

Er runzelt die Stirn, sagt aber nichts.

„Ist das Ihr Haus?“

Er zwickt mich in den Unterschenkel. „Wie heißt das??!!“

„Was ... Ah ... Ist das ... Dein Haus?“ Fällt mir schwer.

„Zu verkaufen. Suchen deine Eltern vielleicht eine Geldanlage?“

Er korrigiert sich schnell: „Deine Eltern lassen wir aus dem Spiel.“

Das ist sicher besser so.

Es ist seltsam und fremd, wie er mich nicht nur überall anfasst, sondern auch überall ableckt. Meine Oberschenkel rauf, und meine Hoden; das Stück links und rechts vom Sack. Ich find 's bombig, irre; in meinem Inneren toben eng nebeneinander ein Fortissimo aus Alarm und Euphorie, aus Höllenangst und körperlicher Ekstase. Ich lasse mich auf die Matratze fallen, schließe die Augen. Lege meine Hände auf seinen Kopf und fahre durch seine Haare.

Er schlingt seine Beine um meine. Unser beider Schweiß glitschig auf unseren Körpern, unser Atem geht im gleichen Rhythmus. Sein einer Arm fest um meinen Rücken, die andere Hand knetet meine Pobacken. „Andreas“, murmelt er. „Andreas.“

Was erzähle ich nachher zu Hause, wo ich war, lange nachdem das Schwimmbad zugemacht hat??? Wir schreiben morgen Mathe, ich müsste diesen Kram mit dem Wurzelziehen noch mal durchgehen. Die Sonne draußen über den Feldern ist untergegangen.

Er steht vom Bett auf. „Noch 'n Bier?“

Ich nicke. Mir fällt eine Ausrede ein, für zu Hause: mit Rainer und Hans-Jürgen Bier getrunken, das erste Mal. Das wird bei den Alten durchgehen.

Ich höre ihn nebenan pinkeln. Er hat den Rollladen im Zimmer